

Wiederaufbau in Mölbis: Unvorstellbare Mengen Gift aus Schloten und Schwelöfen

„Das ist wie nasses Feuer“

SPIEGEL-Redakteur Dietmar Pieper über den Aufschwung in Mölbis, dem einstmals dreckigsten Dorf der DDR

Eigentlich will sich Stephanie Lindner, 63, über gar nichts mehr wundern, aber manchmal geht das nicht. „Die Luft“, staunte die Rentnerin letzte Woche, „man kann den Frühling riechen.“

Es ist Waschtag bei Stephanie Lindner in Mölbis, und für sie ist es „ein Wunder“, daß sie am ersten sonnigen Wochenende im März die weißen Laken in den Südwestwind hängen kann. Ein halbes Leben lang war das undenkbar: „Früher hätten wir die Sachen dreckiger von der Leine genommen als vor der Wäsche.“

Auch der Pfarrer von Mölbis erlebt Dinge, die ihm die Sprache verschlagen. Diese Anrufer neuerdings, die ihn um Hilfe bitten, weil sie nach Mölbis ziehen wollen – der Mann mit dem Vollbart und den langen grauen Haaren kommt ins Stottern: „Das hat es nie gegeben“, sagt Karl-Heinz Dallmann, 46; „das ist, ja, wie ein nasses Feuer.“

Wenn die Leute von Mölbis über Mölbis sprechen, dann ist viel von solchen Wundern die Rede.

War es nicht ein Wunder, fragen sie, daß sie es überhaupt im Dorf ausgehalten haben? Daß sie ein normales Leben führten, Fußball spielten, im Chor sangen und Kinder in die Welt setzten – so als ob dieses Leben normal gewesen wäre?

Bis in die Zeit der DDR-Wende hinein war das sächsische Mölbis das dreckigste Dorf Deutschlands, womöglich ganz Europas. Das nahe gelegene Braunkohlekombinat Espenhain überschüttete die Bewohner mit Gift und Staub. Wenn das Gas kam, wie das die Menschen hier nannten, hielten sie Fenster und Türen verschlossen; und wenn es besonders schlimm kam, fielen am nächsten Tag die Blätter von den Bäumen – manchmal schon im Mai.

Das ist jetzt anders. Wo fast nichts mehr ging, passiert mehr als irgendwo sonst in der ehemaligen DDR. Ein Dorf blüht auf. Und es sieht aus, als würde sich ein Extremfall zum Musterbeispiel für den Neubeginn entwickeln.

Der Aufschwung hat Mölbis gepackt wie ein Fieber. Alle Straßen werden aufgerissen, Kabel verlegt, Rohre angeschlossen. Am Dorfbach stoßen Arbeiter ihre Spaten in den Schlamm: Aus dem stinkenden Rinnsal soll eine sogenannte Teichachse werden, idyllisch angelegte Ruheplätze gleich dabei.

Für elf Ruinen, verfallene Häuser von Menschen, die irgendwann fortgegangen sind, kam jetzt der Abriß. Die „Dableiber“, wie sie sich selber nennen, werden mit Geld für die Renovierung ihrer Häuser belohnt. Drei neue Eigenheime sind fast fertig. Sechs von den geplanten Sozialwohnungen im Dorfzentrum konnten jetzt bezogen werden, bei weiteren zwölf stehen schon die Namen auf den Klingelschaltern. Das ist für ein Dorf mit 380 Ein-



Rentnerin Lindner, Pfarrer Dallmann: „Den Frühling riechen“

wohnern viel. Für ein Dorf, das mit Mühe überlebt hat, ist es sehr viel.

Mölbis – ein Modell? „Der Bürgermeister sieht es mit einem lachenden und einem weinenden Auge“: Dietmar Haym, 43, spricht von sich gern in der dritten Person. Daß Gift und Ruß aus der Luft fast verschwunden sind, ist auch für ihn „phantastisch“. Aber nun plagen ihn neue Sorgen: „Där Bärschemeester“, sagt Haym in einem hastigen Sächsisch, das nichts Gemütliches hat, „der muß sich auch Gedanken um die Arbeitsplätze machen.“

Viel bewegen kann Haym dabei nicht. Was soll er tun, wenn das Werk Espenhain zwei Drittel seiner 6000 Leute entläßt? Strom wird dort zwar noch produziert. Aber die einst giftspuckenden Schwelöfen stehen still. Dagegen kann Haym kaum protestieren.

In der Gemeinde freilich ist er der Macher. Bürgermeister seit 1984, einst SED-Mitglied und jetzt parteilos, hat Haym die Wende glänzend geschafft. Die Leute schätzen den rundlichen Mann als einen, der zupackt.

Als die einzige Kneipe am Ort geschlossen werden sollte, übernahm Haym sie als „Kulturhaus“ in Gemeinderegie. Natürlich ist einer wie „där Bärschemeester“ auch Chef des Fußballvereins, der jetzt wieder SV Germania Mölbis 1895 heißt.

Von der Plackerei, die den Aufschwung erst möglich macht, bleibt kein Dörfler verschont. Bei Stephanie Lindner ziehen sich seit den Erdarbeiten vor ihrem Haus Risse durch die Wohnzimmerdecke.

Dann aber gibt es wieder diese Glücksmomente, die nur durch die Wende möglich geworden sind. Zum Beispiel, als es schneite, „und der Schnee war weiß“. Oder im Herbst, als ihr Apfelbaum zum erstenmal eßbare Früchte trug: „Früher“, sagt Stephanie Lindner, „waren die Äpfel nicht größer als Pflaumen und gallenbitter.“

Zum erstenmal zerstört wurde Mölbis am 4. März 1945. Alliierte Bomber flogen einen massiven Angriff auf das Werk Espenhain. Das Dorf in der Einflugschneise geriet mit ins Feuer; zwei Drittel der Gebäude nahmen schweren Schaden.

Die Industrieanlage, in der Braunkohle zu Benzin verschwelt wurde, lief weiter. Die zweite Zerstörung von Mölbis begann.

Nun ging es um Strom und Schwelteer, Basis für DDR-Kunststoffe („Plaste und Elaste“). Espenhain arbeitete auf Verschleiß. Reparaturen gab es nur, wenn Katastrophen drohten.

So wurde das Desaster chronisch. Bis zu 13 Millionen Tonnen Braunkohle wurden in Espenhain jährlich verarbeitet, aus Schloten und Schwelöfen quollen unvorstellbare Mengen Gift. Die Abgase sackten auf Mölbis hernieder, wann immer der Wind aus Südwesten kam – und der Wind weht hier an 310 Tagen im Jahr aus Südwesten.

Die Leute von Mölbis konnten das Gift riechen und schmecken. Sie sahen den schwarzen Staub im Sommer und den schwarzen Schnee im Winter; sie beobachteten, wie der saure Regen Dachrinnen und Antennen zerfraß; sie wußten, daß der Auslöser für die Ekzeme und den Husten ihrer Kinder aus Espenhain angeweht kam.

Es gab Protest. Besonders deutlich wurde im Oktober 1987 die Postfrau Elisabeth Kircheis, heute 66. In einer „Bevölkerungseingabe“ an den Ministerrats-Vorsitzenden Willi Stoph klagte sie: „Hat man im Sommer nachts die Schlafzimmerfenster offen und dabei einen festen Schlaf, dann liegt man früh halb krepiert im Bett.“ Sollte sich daran nichts ändern, „verlöre man ja mehr und mehr das Vertrauen in den Sozialismus“.

Das durfte natürlich nicht sein. Kurz nach diesem Brief erging die Order, Mölbis müsse bis Juni 1992 geräumt werden. Als das Regime kippte, war noch nichts passiert. Im Januar 1990 organisierten die Mölbiser eine Abstimmung. Die Frage hieß: bleiben oder gehen? 77 Prozent wollten gehen.

Das Dorf blieb. Als bekannt wurde, daß für die schlimmsten Öfen von Espenhain im August 1990 Schluß sein sollte, schlug die Stimmung um. Bei einem zweiten Votum wollten jetzt 93 Prozent der Leute bleiben.

Pfarrer Dallmann hat kürzlich über dem Altar seiner Kirche ein Schild mit den Worten „Hoffnung“ und „Enttäuschung“ angebracht. Dazwischen steht ein Fragezeichen. Der Aktivist des Neuen Forums fürchtet nun die Lethargie: „Wenn wir nichts tun, ist das hier bald wieder eine vergessene Region.“

Ein Wunder, sagt er, wäre das nicht.